



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Ein merkwürdiges Schriftstück ist in verschiedenen Zeitungen erschienen. 466 Männer, „Mitglieder verschiedener religiöser Bekenntnisse und politischer Parteien,“ fordern zum Beitritt zu einem von ihnen unter dem oben angeführten Namen gegründeten Vereine auf. „Sie wollen der antisemitischen Agitation mit Wort und Schrift entgegentreten. Sie wollen wirklich vorkommende Ausschreitungen und Mißstände weder verhehlen noch entschuldigen, sondern durch positive Einwirkung, insbesondere auch durch wirtschaftliche Maßregeln, solche zu beseitigen suchen.“ In den Reihen der Unterzeichner begegnen wir einer Anzahl ausgezeichneten, in allgemeiner Achtung stehender Männer, gewissen Schriftstellern, die keiner Einladung, an einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten, widerstehen können und daher in allen Prospekten figurieren, einigen Namen, deren Träger wohl noch nicht lange in der Lage sein dürften, von einer „Ehrensache für uns Christen“ zu sprechen, und vielen Unbekannten. Sie alle bilden unzweifelhaft eine stattliche Menge, aber es wäre doch vielleicht vorsichtiger gewesen, nur einige im Namen von 466 vor die Öffentlichkeit treten zu lassen. Denn fängt man an, die Unterzeichner nach verschiedenen Kategorien zu gruppieren, so entdeckt man, daß die freisinnigen Abgeordneten ziemlich vollständig auf dem Platte erschienen sind (nur ihr Führer fehlt — da er doch wohl kein Antisemit ist, mag ihm die Rücksicht, daß sein Name abschreckend wirken könnte, veranlaßt haben, im Hintergrunde zu bleiben); allein es drängt sich immer aufs neue die Frage auf: weshalb hat derumder nicht unterzeichnet, da augenscheinlich an seinem Wohnorte, in seinem Gesellschaftskreise eifrig geworben worden ist? Doch ist das Nebensache. Der Verein will wirklich vorkommende Ausschreitungen und Mißstände nicht verhehlen. Was heißt das? Will er sie durch Schrift und Wort zur weitem Kenntnis bringen? Damit würde er die Geschäfte des Antisemitismus besorgen. Oder soll „verhehlen und entschuldigen“ besagen: „beschönigen?“ Und was haben wir uns unter den wirtschaftlichen Maßregeln vorzustellen? Der Ausdruck ist ein wenig zu allgemein gefaßt, als daß man sich auf einen solchen Wahlspruch um das Banner des neuen Vereins scharen könnte. Die ganze Frage ist aber sehr wesentlich eine wirtschaftliche. So viel schlechte Leidenschaften und Begierden sich in den Dienst des Antisemitismus gestellt haben mögen, weder sie noch die Thätigkeit der Agitatoren würden eine solche Volksbewegung hervorgerufen haben, wenn nicht in der That sehr ernste Mißstände Abhilfe forderten. Diese Abhilfe zu leisten, sind aber unsers Erachtens viel weniger die Christen (um die Bezeichnung beizubehalten, obwohl der Glaubensunterschied kaum etwas mit der Sache zu thun hat) imstande als die wirklich, nicht nur dem Namen nach, nationalisirten Juden, die mit Entschiedenheit jede Gemeinschaft mit den unsauberen Elementen abweisen müssen, deren Treiben allerdings „die sittlichen Grundlagen des Staates und der Gesellschaft gefährdet.“ Sollten die Gründer des Vereins von solchem Treiben nichts wissen, so wären sie am allerwenigsten berufen, als Reformatoren aufzutreten. Zwei Jahre mag es hersein, daß mehrere von ihnen als Anwälte des Fremdwörterunfuges auftraten: wir fürchten, der Aufruf wird keine andre Wirkung haben, als damals die Kriegserklärung gegen den deutschen Sprachverein.

Nachschrift der Redaktion. Wir möchten den vorstehenden Bemerkungen noch die Vermutung hinzufügen: nicht einmal unsre jüdischen Mitbürger werden sich bereit finden lassen, Geldsendungen an den Herrn Kassirer zu machen. Weder für „Wort und Schrift“, noch für „wirtschaftliche Maßregeln.“ Was will man denn thun? Für Wort und Schrift wird nicht so sehr viel Geld nötig sein. Oder will man der verjudeten Presse Unterstützungsfonds schaffen, daß sie umso kräftiger gegen die gut deutsch gesinnte kämpfen und sie niederhalten kann? Braucht sie diese Unterstützung? Gegen etliche Radaublättchen etwa, die die unsaubere Gegnerschaft vielleicht mit nicht viel sauberen Fingern anfassen? Sind diese so gefährlich und so viel unheilvoller als die jüdische Finanzpresse, daß man den Rosinante besteigen und mit dem Klingelbeutel im Lande herumreiten muß zum Schutze der Unschuld? Wirtschaftliche Maßregeln? Will man den hilfsbedürftigen jüdischen Bucher unterstützen, gegen den das Volk aufsteht, damit er dem Volke ruhiger den Hals abschneiden kann, oder will man Bauern, Börse, Gesellschaft und Staat so reichlich mit Geld versehen, daß sie sich vom jüdischen Finanzeinfluß freimachen können, und so positiv dahin einwirken, die wirklich vorkommenden Mißstände zu beseitigen? Wenn das die 466 zu Stande bringen, dann sollen sie gesegnet sein! Aber das werden sie gar nicht wollen. Jüdischen Bucher und Schwindel werden sie auch nicht unterstützen wollen, aber wissen sie überhaupt, was sie wollen? Die etlichen Fische, die wieder in der Herde marschiren und denen die andern mit Gack gack nachlaufen — Humanität steht ja so schön! — wissens vielleicht. Uns erlaube man, zu lachen.

Der Rückgang der französischen Bevölkerung. Unter den zahlreichen in letzter Zeit erschienenen Broschüren und Artikeln über die immer langsamere Volksvermehrung in Frankreich verdient die Schrift von Gustave Lagneau*) besonders Beachtung, weil sie zahlreiche Vorschläge enthält, wie dieser ungünstigen Entwicklung abzuhelfen sei.

Der Verfasser giebt zunächst ein Bild von der gegenwärtigen demographischen Lage Frankreichs, das allerdings geeignet scheint, ernste Gedanken zu wecken. Danach nimmt die Zahl der Eheschließungen in Frankreich von Jahr zu Jahr ab und war 1888 bis auf 7,24 pro Mille gesunken. Besonders auffällig ist die Thatsache, daß sich die jungen Männer erst verhältnismäßig spät zur Ehe entschließen, nämlich durchschnittlich mit neunundzwanzig Jahren neun Monaten, d. h. anderthalb Jahre später als in England. Namentlich die großen Städte zeigen eine geringe Zahl der Ehen: während in ganz Frankreich von 1000 im heiratsfähigen Alter stehenden Männern 609 verheiratet waren, beläuft sich für Paris beispielsweise die entsprechende Zahl auf 570. Die Haupthindernisse der Ehe und der eignen Haushaltung glaubt der Verfasser in der Prostitution und dem Wirtschaftswesen erkannt zu haben.

Entsprechend dieser immer geringer werdenden Zahl der Eheschließungen ist auch die Anzahl der Geburten in fortwährender Abnahme begriffen. Im Jahre 1888 betrug sie nur noch 23,09 pro Mille gegenüber von 32,9 in England und 48,8 in Rußland. Auch hier zeigt sich dieselbe Erscheinung: in den Großstädten ist die Geburtenziffer verhältnismäßig niedriger als auf dem Lande. Der Grund dieser geringen ehelichen Kinderzahl ist weit weniger in der natürlichen Unfruchtbarkeit als in dem sogenannten Zweikindersystem zu suchen.

*) Des mesures propres à rendre moins faible l'accroissement de la population de la France. Paris, chez Mason.

Während aber die Zahl der ehelichen Geburten stetig abnimmt, bilden die unehelichen Geburten einen fortgesetzt wachsenden Prozentsatz der Geburten überhaupt. Im ganzen Lande betragen sie 8,5 Prozent, in Paris 28,15 Prozent. Der Grund dieser Steigerung ist nach Lagneau in der langen Dienstzeit des Militärs, in dem geringen Schutz der jungen Mädchen durch das Gesetz und in den bei der Eheschließung erforderlichen zahlreichen und lästigen Formalitäten zu suchen. Die Sterblichkeit ist in Frankreich nicht allzu hoch, sie beträgt 21,9 pro Mille. In den Städten über 2000 Einwohner steigt sie bis zu 25,4 pro Mille, aber diese Ziffer kann nicht für ganz richtig gelten, da aus Paris z. B. über ein Drittel, aus Lyon gar die Hälfte der Kinder zur Ernährung aufs Land geschickt werden und dort die Sterblichkeit erhöhen. Im ganzen sterben von 100 Kindern überhaupt im Laufe des ersten Lebensjahres 16,82, von 100 ehelichen 15,10, von 100 unehelichen 28,65.

Hat also die Sterblichkeitsziffer im Jahre 1888 21,9 pro Mille betragen, die Geburtenziffer dagegen 23,09, so bleibt ein natürlicher Zuwachs von 1,19 pro Mille, das ist ein Elftel der englischen Zunahme! Wird nun auch dieser Satz durch die Einwanderung bis auf 3 pro Mille gesteigert, so bleibt er doch noch hinter dem sämtlicher andern Kulturstaaten weit zurück. Angesichts dieser Thatsachen erscheint dem Verfasser die politische Machtstellung Frankreichs für die Zukunft mit Recht als schwer bedroht, und er sucht daher nach Mitteln, diesem Verlauf der Dinge entgegenzuwirken.

Vor allem will er die für die ärmern Stände so lästigen Formalitäten bei der Eheschließung vereinfacht wissen. Sodann ruft er den Schutz des Gesetzes gegen die Verführung der jungen Mädchen an, deren Selbstverantwortlichkeit er statt mit sechzehn, erst mit einundzwanzig Jahren eintreten lassen will. Der Vater des unehelichen Kindes soll für das Kind ein Jahresgeld bezahlen müssen. Gegen diesen Vorschlag wird sich ein triftiger Einwand kaum erheben lassen, wie er ja auch in den meisten Staaten Europas und Amerikas praktisch durchgeführt ist. Umso skeptischer stehen wir einem andern Antrage gegenüber, der dahin geht, den Junggefelln über fünf und zwanzig oder dreißig Jahre eine besondere Steuer aufzuerlegen, um mit deren Erlös solche uneheliche Kinder zu unterhalten, deren Väter nicht zu ermitteln sind. Dieser Gedanke ist zwar nicht neu. Er findet sich schon bei den Populationschwärmern des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts, und wird besonders von Conring (1606—1681) öfters erörtert. Großer praktischer Wert darf ihm aber kaum zugeschrieben werden. Eingehender beschäftigt sich der Verfasser mit der Umgestaltung des Heeresdienstes. Im Interesse der Vermehrung der ehelichen Geburten möchte er diesen verkürzt wissen, und um dies zu ermöglichen, schlägt er folgendes Verfahren vor. Die Schüler sollen vom sechzehnten Jahre an an zwei Nachmittagen der Woche auf dem Schießstand, im Gelände und in den Kasernen militärisch unterrichtet werden, sodas sie mit bedeutenden Vorkenntnissen zur Fahne kommen und nur ein bis zwei Jahre im aktiven Dienst zu bleiben brauchen. Für genügend ausgebildete schlägt er nach deutschem Muster den Dispositionsurlaub (*congé anticipé*) vor. Was die Schüler anlangt, so setzt der Verfasser wohl mit Recht bei ihnen ohnehin ein gewisses Interesse an der militärischen Instruktion voraus, das durch einen wesentlichen Einfluß des militärischen Zeugnisses auf das Hauptzeugnis vielleicht noch zu steigern wäre. Ob jedoch die Lehrerschaft diesem Vorschlage sympathisch gegenübersehen wird, erscheint uns zweifelhaft, sie wird sicherlich fürchten, das der übrige Unterricht für die jungen Vaterlandsverteidiger wesentlich an Interesse verlieren möchte. Weniger wichtig

sind des Verfassers vorgeschlagene Maßregeln über die Strafbarkeit der Verschleppung ansteckender Krankheiten und über die möglichste Zurückhaltung der jungen Mütter im Wochenbett.

Dies die Vorschläge zur Bekämpfung der Ehelosigkeit und der unehelichen Geburten und zur Förderung der Eheschließungen und der ehelichen Geburten. Der Verfasser kommt nun zu den Mitteln, durch die seiner Ansicht nach der großen Kindersterblichkeit und der Sterblichkeit überhaupt vorzubeugen wäre. Sein Hauptgedanke ist hier, die bedürftigen Frauen während der letzten Monate der Schwangerschaft in staatlichen Anstalten aufzunehmen und sie zur Ernährung ihrer Kinder nach der Entbindung längere Zeit darin zurückzubehalten. Dieser Wunsch ließe sich vielleicht verwirklichen, jedoch nur mit enormen Opfern, zumal da der Verfasser für die so vom Verdienst abgehaltenen Frauen staatliche Entschädigung verlangt. Um die Sterblichkeitsziffer herabzudrücken, will Lagneau den Zuzug der Landbevölkerung in die Städte durch Verminderung der städtischen Unter bekämpfen. Man wird wohl bezweifeln dürfen, ob dies Mittel wirklich Erfolg verspricht. Im allgemeinen betont dann der Verfasser noch die Notwendigkeit gesunder Wohn- und Arbeitsräume und die Vorteilhaftigkeit der Feldlager an Stelle der Kasernen und führt endlich rein volkswirtschaftlich-theoretisch aus: um den Wohlstand und damit die Bevölkerung des Landes zu heben, müßten neue Industrien geschaffen werden. Merkwürdig leicht nimmt er die starke Zuwanderung fremder Elemente, er verlangt nur deren möglichst schleunige Nationalisierung.

Dies sind im wesentlichen die Ausführungen des französischen Arztes. Man muß ihm zugestehen, daß er dem Gegenstande manche neue Seite abzugewinnen gewußt hat, und einige seiner Vorschläge verdienen mehr als bloße theoretische Erörterung. Ob man aber von der Durchführung seiner Maßregeln dauernden Erfolg hoffen dürfte? Wir glauben es nicht, und der Verfasser selbst wohl auch kaum. Staatliche Maßregeln haben dem Bevölkerungswechsel noch nie ein wesentlich andres Gepräge gegeben. Der Staat kann höchstens aufmunternd wirken, aus dem Volke heraus aber muß der Umschwung in den Anschauungen und Gewohnheiten erfolgen, und dazu ist gegenwärtig in Frankreich wenig Aussicht.

Tolstoi und die moderne Gesellschaft. Im neuesten Hefte der „Preussischen Jahrbücher“ lesen wir einen Artikel aus der Feder D. Harnacks „Tolstoi in Deutschland“, der die Aufnahme der letzten Veröffentlichungen des gefeierten russischen Schriftstellers, des Dramas „Die Macht der Finsternis“, der Erzählung „Die Kreuzersonate“ und des Büchleins „Über das Leben“ einer Betrachtung unterzieht, die den Nagel auf den Kopf trifft. Der Verfasser hebt hervor, daß es die Tendenz gewesen sei, die den genannten Werken den Weg gebahnt habe, daß „man nicht den Dichter, sondern den Prediger gesucht und angehört“ habe. Ein Mann von dem Ernste des Grafen Tolstoi aber wolle nicht Beifall hören, sondern die Frucht seiner Rede sehen. „Und kann er, der Asket, der die Gesellschaft bald auf den Standpunkt des russischen Bauern, bald auf den des orientalischen Eremiten zurückschrauben will, hoffen solche Frucht inmitten des reichen und übergewaltigen Lebens der maßgebenden Kulturvölker kommen zu sehen? Das leidenschaftliche Interesse, das man ihm entgegenbringt, hat ihn in eine Reihe mit den Scandinaviern und Franzosen gesetzt, die als der Ausdruck der modernsten Lebens- und Menschenbetrachtung gefeiert werden — nichts kann dem, was Tolstoi verlangt und bedeutet, mehr entgegengesetzt sein. Wir meinen, daß die Mehrzahl derer, die sich von diesen Werken Tolstois angezogen fühlten, durch jene krankhafte

Übersättigung bestimmt worden ist, die sich unter Völkern hoher Kultur zeitweise zu zeigen pflegt. Die Unmöglichkeit aus dem ehern geschmiedeten Kreise der tatsächlichen Verhältnisse irgendwie hinauszutreten, verbunden mit dem Bewußtsein von der Unzulänglichkeit derselben, führt dazu, sich utopisch an extremen Ideen zu berauschen, deren praktische Durchführung, weil sie unmöglich ist, keine Sorgen zu erregen braucht. So wenig die Tausende von Gebildeten, welche Bellamys Zukunftsbuch verschlungen haben, daran denken, ihr Privateigentum dem sozialen Staate zu opfern, ebenso wenig denken die, die von der »Kreuzersonate« hingerissen werden, an das Eölibatsgelübde oder beabsichtigen die, die Tolstois Evangelium von dem Unwert dieses Daseins begeistert aufzunehmen, ihren egoistischen Kampf ums Dasein einzustellen, auch nur zu mildern. Mancher Beobachter der Gesellschaft mag vielleicht etwas erfreuliches darin finden, daß in einer Zeit, wo die Übervölkerung und die Beengtheit des Lebens rücksichtsloser als je das verzweifelte Strebertum des Einzelnen sich äußern läßt, doch derartige entgegengesetzte Ideen so viel Anteil erregen, und daß der, der seinen Nebenmann ohne Zaudern in den Abgrund stürzt, sich dennoch platonisch über die egoistischen Prinzipien des modernen Gesellschaftsbaues grämt. Allein wir glauben im Gegenteil, daß diese Neigung zu Utopien ein ungünstiges Symptom, weil ein Symptom der Schwäche und Haltlosigkeit ist. Eine unermessliche Summe von innerer Unwahrheit und Selbsttäuschung wird durch sie erzeugt, und dagegen der Blick für das Mögliche, was geschehen kann und geschehen soll, getrübt, die Thatkraft, dies durchzuführen gelähmt.“

Was Harnack hier gegenüber der Salon- und Boudoirbegeisterung, gelegentlich auch der nachmittäglichen Schneibegeisterung für Tolstoi geltend macht, kann ohne weiteres auf die gesamte moderne Neigung angewandt werden, nur in Zerrbildern des Lebens noch wahrhafte und wirksame Lebensbilder zu erblicken. Es ist ein geradezu ungeheurer Abstand zwischen den Absichten der ernstern unter den gegenwärtigen litterarischen Vertretern des Pessimismus und der unmittelbaren Wirkung ihrer Schöpfungen und Gebilde. Von einer ausschließlich ästhetischen Würdigung dieser Tendenzdichtungen kann nicht die Rede sein, da die betreffenden Dichter und Schriftsteller auf die unbefangene Darstellung des Lebens verzichteten, die ganze Fülle der Erscheinungen, die ihren Tendenzen nicht entspricht, ja widerspricht, einfach leugnen oder nicht sehen und eingeständenermaßen auf andre als poetische Eindrücke hinarbeiten. Wenn der Nachweis geführt werden könnte, daß die lange Reihe der pathologisch-tendenziosen Dichtungen, die angeblich der Welterneuerung und Erlösung dienen, mindestens Ekel und Verachtung vor der Gemeinheit des gegenwärtigen Lebens, Sehnsucht nach etwas Besserm wecken sollen, hauptsächlich in solchen Lebenskreisen Bewunderung finden, in denen man von Selbstbeherrschung, edelm Maß, Mitleid oder Opferfähigkeit, schlichter Wahrheit und gesunder Tüchtigkeit am weitesten entfernt, jeder schlimmen Entartung unsers Kulturlebens sklavisch unterthan ist, so würde die Bekämpfung der ganzen hier in Frage kommenden Litteratur viel einfacher werden. Leider wird sich dieser Nachweis niemals statistisch führen lassen, und der Eindruck, den der einzelne Beobachter empfängt, wird immer nur für einen persönlichen und zufälligen gelten. Doch ist es gut, wenn die Eindrücke verschiedner Beobachter zusammentreffen, und so haben wir die Leser der Grenzboten auf den oben erwähnten Aufsatz der „Preussischen Jahrbücher“ ausdrücklich aufmerksam machen wollen.

Spezimina und Verzehung. Unter denen, die eine Reform unsers Gymnasialwesens anstreben, findet sich eine große Zahl akademisch gebildeter Männer, die

durchaus nicht als Gegner der humanistischen Bildung bezeichnet werden können. Sie sehen in der Lektüre griechischer und römischer Klassiker zwar nicht das einzige, aber doch eins unter den geeigneten Vorbildungsmitteln der Jugend, die sich dereinst dem Universitätsstudium widmen will. Die Gegnerschaft richtet sich nur gegen die falsche Auffassung, die manche Gymnasialphilologen von der Aufgabe des humanistischen Gymnasiums haben, und gegen die sich daraus ergebende falsche Beurteilung der Befähigung der ihnen anvertrauten Jugend. Diese falsche Auffassung sieht die Aufgabe des Gymnasiums nicht in der Einführung der Jugend in den Geist der Alten, sondern hauptsächlich in dem Drill der Jugend in der griechischen und lateinischen Grammatik. Deshalb beurteilen sie die Befähigung ihrer Schüler nicht nach dem Grade des Verständnisses, das diese beim Lesen der Lektüre eines Schriftstellers an den Tag legen, sondern hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, nach dem Ausfall der schriftlichen Leistungen, um es kurz zu sagen, nach der Anzahl der „ganzen“ und „halben“ (!) Fehler in den lateinischen und griechischen Arbeiten, namentlich in den jetzt im Übermaße gepflegten Extemporalien. Dieser Maßstab ist zwar für die Gewinnung einer Zensur sehr bequem, er ist aber durchaus verfehlt für eine gerechte Beurteilung der Befähigung des Schülers. Es giebt viele sehr begabte Schüler, die einen Schriftsteller mit Verständnis lesen können, aber trotz aller Anstrengung nicht imstande sind, den an sie gestellten Anforderungen in den schriftlichen Arbeiten zu genügen. Sie übersehen — besonders in den untern und in den Mittelklassen — im lateinischen und griechischen Skriptum grammatische Regeln, die ihnen meist recht wohlbekannt sind, sie setzen einmal einen Indikativ nach *ut* oder *quom* oder wohl auch einmal einen *Accusativus cum infinitivo*, wo *ut* stehen mußte, sie lassen im griechischen Spezimen häufig einen *Spiritus* weg oder setzen einen falschen *Accent* oder bilden Verbalformen in fehlerhafter Weise, oder es fehlt ihnen im Augenblicke die zutreffende *Wokabel*. Das alles sind gewiß Fehler, die gerügt zu werden verdienen, aber ich frage jeden einsichtigen, gebildeten Mann: Können diese Fehler so schwer wiegen, daß sie für das Aufsteigen eines Schülers in eine höhere Klasse und dadurch häufig für seine Zukunft von entscheidender Bedeutung sein dürfen? Gewiß nicht, denn es handelt sich bei der Beschäftigung unsrer Jugend auf dem Gymnasium in den alten Sprachen nicht darum, daß diese später einmal eine fehlerlose lateinische und griechische Arbeit schreiben können, sondern einzig und allein darum, daß sie Kenntnis des antiken Geisteslebens erlangen. In der geistesbildenden und veredelnden Kraft der alten Klassiker liegt allein die Bedeutung des Gymnasiums für unsre zukünftige akademische Jugend. Die Erfahrung lehrt aber, daß sehr häufig die Befähigung sehr begabter Schüler wegen des ungünstigen Ausfalles ihrer Spezimina unterbleibt. Gerade die gebildeten Väter, die die Fähigkeit ihrer Söhne sehr wohl, meist viel besser als deren Lehrer zu beurteilen vermögen, sind erbittert über den falschen Maßstab, den der Lehrer an die Leistungen ihrer Kinder anlegt, und diese Erbitterung ist es, die sich jetzt allerorten der Gebildeten unsrer Nation bemächtigt hat. Auch in den erlösenden Worten unsers Kaisers bei der Eröffnung der Schulkonferenz kann man die hier vertretene Richtung wiederfinden. Wir können uns nur dem mit Bezug auf die Rede unsers Kaisers in der Nummer 51 der vorjährigen Grenzboten gesagten anschließen. Besonders wahr sind die Worte: „Eine ungeheure Unruhe geht durch die heutige Gesellschaft. Die Erziehungsfrage hat nicht wenig dazu beigetragen, denn sie greift in jede Familie ein und berührt deren heiligste Interessen. Eine Menge Unzufriedenheit hat sich hier angesammelt, weil ja die Familie ganz mundtot gemacht war, und der Bureaukratismus hier seine

schönsten Triumphe feierte. Daß unser Kaiser sich zum Sprecher der Familienväter gemacht hat, das wird ihm überall hoch angerechnet werden. Daß er freie Bewegung und Raum zu freier Entfaltung geben will, das wird ihm das heranwachsende Geschlecht danken, das unter der Wissensfracht von hundert Kamelen seufzte und über allen Einzelheiten den Blick auf das Ganze verlor und viel an Frische und Beweglichkeit des Geistes wie des Körpers einbüßte. Die vielgerühmte Gymnastik des Geistes aber — gewöhnlich formale Bildung genannt — ist ein Trugbild, das vor den Ergebnissen der neuern Psychologie nicht stand zu halten vermag und von einsichtigen Schulmännern deshalb auch längst aufgegeben ist.“ Man hat in Gymnasialkreisen einzelne Sätze der Kaiserrede zu scharf gefunden, aber sie sind noch nicht scharf genug, um das Verfehltre der hier gezeigten Auffassung gewisser Gymnasialphilologen zu kennzeichnen. Ist es nicht geradezu empörend, wenn das Wohl und Wehe unsrer Kinder von dem Vermeiden gewisser grammatischer Fehler abhängig gemacht werden darf? Jeder akademisch gebildete reifere Mann weiß aus seiner Erfahrung genug Fälle anzuführen, wo aus sogenannten MusterSchülern, die stets fehlerlose Spezimina schrieben, in dem von ihnen gewählten Berufe nichts oder nichts besonderes geworden ist, dagegen sehr viele andre, die niemals ihrer grammatischen Schnitzer Herr wurden, Leuchten in ihrer Wissenschaft oder in dem von ihnen gewählten Berufe geworden sind. Und das ist auch für jeden Einsichtigen erklärlich. Kinder von simpler Begabung, aber mit gutem Gedächtnis nehmen sehr leicht den ihnen gebotenen Memorirstoff auf, umsomehr, wenn sie nichts, was ihre Phantasie beschäftigen könnte, im Kopfe haben. Dies ist besonders bei phlegmatischen Kindern der Fall oder bei solchen, die aus einfachen Lebenskreisen stammen. Sie hören zu Hause nichts, was ihren Geist anzuregen vermöchte, und nach einer die Phantasie beschäftigenden Lektüre haben sie kein Bedürfnis, auch fehlt ihnen wohl die Gelegenheit, solche zu erlangen. Dagegen bringen temperamentvolle Kinder oder solche, denen zu Hause Gelegenheit geboten wird, anregende Gespräche zu hören oder sich an solchen zu beteiligen, gute Bücher zu lesen u. s. w., eine Summe von Vorstellungen mit, die ihnen die Aufnahme des in der Schule gebotenen Lehrstoffes erschweren. „Nun, so entzieht doch eure Kinder diesen störenden Einflüssen,“ werden uns gewisse Gymnasialphilologen entgegen. Das wäre durchaus nicht richtig. Die Schule, die besonders die Kinder gebildeter Eltern außerhalb der Schule empfangen, ist mehr wert als das bischen Schulbildung, dessen unsre Kinder dabei verlustig gehen. Daß sie jetzt wegen dieses Mangels bei der Beurteilung ihrer Befähigung zu leiden haben, liegt eben nur in der falschen Beurteilung gewisser Lehrer. Handelt es sich um das Hauptziel des ganzen Gymnasialunterrichtes, um die Anfertigung eines guten deutschen Aufsatzes, um den Nachweis eines geistigen Verständnisses des Gelesenen, einer wirklichen Kenntnis des Lebens der Alten, um eine klare, mündliche Darstellung in gebildeter Sprache, da werden diese gebildeteren und geistig entwickelteren Kinder trotz ihrer grammatischen Schnitzer ihren bisweilen viel geistlosere MusterSchülern — den Helden im lateinischen und griechischen Spezimen — fast immer überlegen sein. Sie sind berufenere Jünger für das Universitätsstudium als jene. Also nicht gegen die humanistische Bildung als solche, sondern gegen die nicht genug zu geißelnde Art und Weise, wie gewisse Philologen die Leistungsfähigkeit unsrer Kinder beurteilen, richten sich unsre Pfeile. Jeder gebildete Vater, der Söhne auf dem Gymnasium hat, beklagt tief die von uns gerügten Mißstände. Der Tag der Rückgabe der Spezimina ist zum dies aber für die ganze Familie geworden, nicht weil der Vater aus dem sogenannten

schlechten Spezimen die geistige Unreife oder Unfähigkeit seines Sohnes zu erkennen vermöchte, sondern weil er befürchten muß, daß ihm ein querköpfiger Schultyrann die Freude an seinem Kinde zu rauben imstande ist; denn die Fehlerzahl im Spezimen giebt bei einer gar nicht unbedeutenden Zahl von Gymnasialphilologen den Ausschlag bei der Versezung. Daß wir nicht übertreiben, werden uns viele Väter bezeugen, die sich vor der Versezung nach dem Klassenstande ihrer Kinder bei gewissen Lehrern erkundigt haben. Als bald zieht ein solcher Kommissphilologe, gleich einem Feldwebel, sein Notizbuch aus der Brusttasche und macht die Rechnung auf. Er hat sich, sobald eine gewisse Summe von Fehlern erreicht ist, einen dicken Strich gemacht, der die Versezungsgrenze bezeichnet. Schmerzlich zuckt er mit den Achseln und bedeutet dem armen Vater, daß sein Sohn sich — unter dem Striche befinde. Das muß anders werden. Ein solches Rechenexempel darf nicht über den Hausfrieden oder über das Lebensglück unsrer Kinder entscheiden, besonders jetzt nicht mehr, wo der lateinische Aufsatz und das griechische Skriptum als Zielleistungen des Gymnasiums glücklich beseitigt worden sind. Nicht wenige Gymnasialdirektoren und Gymnasialphilologen sind mit uns völlig einverstanden, aber sie vermögen häufig gegen die bei ihren Kollegen herrschenden Anschauungen nichts auszurichten. Deshalb müssen alle Väter, denen das Lebensglück ihrer Kinder am Herzen liegt, und die wünschen, daß ihren Kindern ihre Jugendfreude nicht zerstört werde, gegen die von uns als falsch bezeichnete Auffassung kämpfen und so lange kämpfen, bis sie siegen.



Litteratur

Im Kampf mit Vorurteilen. Novelle von Hans Wittenberg. Leipzig, Karl Hinstorffs Verlagsbuchhandlung, 1890

Der Verfasser — nach dem Stil zu urteilen doch wohl eine Dame — versucht in der vorliegenden Novelle die trüben Erfahrungen eines jungen Mannes zu entwickeln, der aus psychologischen Gründen ein Duell ablehnt, obgleich er Reserveoffizier ist; von einem wirklichen Kämpfen, wie es Hans Wittenberg verspricht, ist freilich nicht viel zu hören. Der Verfasser hat sich in einer Zeitschrift dagegen verwahrt, daß er dieses Motiv einer Dichtung Bleibtrens entlehnt habe und beschuldigt seinerseits Bleibtren des Plagiats, wogegen dieser sich nun wieder verwahrt — das ist eine bequeme Art, seinen Namen bekannt zu machen. Tant de bruit pour une omelette! Die Novelle ist wirklich nichts mehr. Sie verrät in allen Dingen so sehr den Anfänger, daß man dem Verfasser nur den Rat geben kann, seine Werke erst neun Jahre ungedruckt liegen zu lassen; seine reifer gewordene Selbstkritik und Menschenkenntnis werden ihn dann gewiß von der Veröffentlichung solcher Machwerke abhalten. Auch seine Sprache muß anders werden. Wendungen wie „die ganze Gesellschaft war forthin darüber informiert, inwieweit